

MARISSA STAPLEY

Ein
Leben
lang
lieben

LESE-
PROBE

ROMAN

 rowohlt
POLARIS

VIER FRAUEN, VIER LEBEN, VIER LIEBEN

Jeden Sommer verbringen Helen und ihre drei Töchter zusammen ein Wochenende in einer Hütte am See. Alle vier suchen ihre eigene Antwort auf die Frage: Wie kann man ein Leben lang lieben? Die unkonventionelle Helen hat nie geglaubt, einen Mann zu brauchen. Ihre ganze Liebe galt immer ihren Töchtern. Die jüngste, Liane, dagegen sehnt sich nach einer stabilen Beziehung. Doch der Mann, den sie liebt, ist nicht frei. Ihre Schwester Ilsa wiederum fühlt sich in ihrer Ehe gefangen und spielt immer wieder mit dem Feuer. Nur Fiona ist glücklich verheiratet. Überraschend sagt sie jedoch das Wochenende in letzter Minute ab. Sie hat etwas erfahren, das ihr wohlgeordnetes Leben erschüttert. Und auch Helen steht vor einer Entscheidung, denn sie hat sich – gegen jede Erwartung – verliebt ...

*All I really, really want our love to do
is to bring out the best in me and in you.*

JONI MITCHELL, All I want

1

DIE SCHNAPPSCHILDKRÖTE (CHELYDRA SERPEN-

TINA) Bei der Paarung vollführen Schnapp-
schildkröten ein tanzartiges Ritual im Wasser,
bei dem sie sich ansehen, aber nicht berühren.
Schnappschildkröten haben keine bestimmte
Paarungszeit: Sie balzen und paaren sich nur,
wenn die Umstände genau stimmen.

Als Liane beim Schwimmen die Schnappschildkröte sah, schrie sie auf. Die Schildkröte biss sie zwar nicht, war aber eindeutig kurz davor. Dann tauchte sie mit dem Kopf zuerst ins Wasser und war verschwunden.

Liane konnte spüren, dass die Schildkröte noch da war, irgendwo unter ihr. Sie drehte sich auf den Rücken und hörte die Stimme ihrer Mutter in ihrem Kopf. «Wenn du im Wasser Angst hast, gerate nicht in Panik. Sonst ertrinkst du», hatte Helen vom Rand des Stegs aus

gesagt, während Liane unter ihr im See schwamm. Lianes älteste Schwester Fiona war bereits zur Mitte des Sees gekrault, wo Helen eine Taucherflagge ins Wasser gesetzt hatte. Ilsa hatte ebenfalls auf dem Steg gelegen, sich dann aber ins Wasser rollen lassen und schwamm dann wie ein Delfin auf Liane zu, tauchte und packte ihre Fußgelenke von unten. Liane hatte geschrien und mit den Armen gerudert. «Ganz genau! Danke, Ilsa. Genau das tust du nicht. Dreh dich stattdessen auf den Rücken.» Liane erinnerte sich noch genau an den roten Badeanzug ihrer Mutter, an ihre gebräunte Haut, das blonde Haar und die Art, wie sie mit ihnen sprach, als wären sie schon erwachsen.

Die Schwimmstunden waren das Einzige, worauf Helen bestand in den langen Sommern, die sich so endlos hinzogen wie das Kaugummi, das sie im Yachthafen für 1,25 Dollar kauften. Die Mädchen mussten nicht einmal ihre Koffer auspacken, wenn sie nicht wollten. Und niemand sagte ihnen, sie sollten ihre Betten machen.

Jetzt schaute Liane in die Wolken und versuchte, ihren Bauch mit Luft zu füllen. Aber ihr Atem ging zu flach, und sie musste die Beine bewegen. Die Panik zwang sie dazu, sich wieder auf den Bauch zu drehen und zum Steg zu schwimmen, schnell.

Sie wollte nach Hause, dabei war sie erst einen Tag da.

Ihr Plan: zu schwimmen, Salat zu essen (hauptsächlich Salat, weil sie Kochen hasste oder es einfach nicht konnte; das war wie mit der Henne und dem Ei, aber sie wollte der Sache gar nicht auf den Grund gehen) und an den letzten Seiten ihrer Doktorarbeit zu feilen. Ende der Woche, wenn Lianes Mutter und ihre Schwestern zum jährlichen Wochenende ins Ferienhaus kommen würden, wollte sie fertig sein. Und Adam würde dann endlich aufhören zu fragen, wann sie fertig wäre, und sie müsste sich nicht mehr schuldig fühlen, weil sie nicht angemessen auf das Angebot seines Vaters reagierte, einen Job als Lehrassistentin an der Uni anzunehmen, während sie auf die Verteidigung ihrer Doktorarbeit wartete.

Der andere Teil des Plans, von dem sie niemandem etwas gesagt hatte, bestand darin, die Vergangenheit auszulöschen und sich in einen normalen Menschen zu verwandeln, indem sie allein hierherkam und das hier wie ein normales Ferienhaus und einen normalen See behandelte und nicht als den Ort der größten Tragödien ihres Lebens. Dass sie der Mensch wurde, den Adam gern gehabt hätte. Der Mensch, der sie zwar nicht glauben zu können, aber doch wenigstens zu sein versuchen sollte.

Liane tauchte mit dem Kopf unter Wasser – mit geschlossenen Augen, um sich selbst auf die Probe zu stellen – und tauchte nach Atem ringend wieder auf. Sie hatte in den Eine-Woche-allein-im-Ferienhaus-Plan nur ihre großen Ängste einberechnet, nicht aber die vielen kleinen: Schildkröten, Schlingpflanzen, Algen, andere Dinge, die zu peinlich waren, um sie zu erwähnen, wie Ameisen, Käfer, in Spinnweben zu geraten. All das schien ihr allein noch beängstigender.

Sie tauchte wieder ins Wasser und öffnete diesmal die Augen. Dann kam sie wieder hoch, blinzelte und sah, wie sich etwas zu ihrer Linken bewegte. Das Umblättern einer Seite. Da saß ein Mann am Ende des Stegs vor dem benachbarten Ferienhaus – früher hatte es den Casterdens gehört, aber jetzt hatten sie es verkauft oder vermietet es oder Ähnliches. Liane konnte sich nicht mehr genau erinnern, wusste aber, dass Helen letztes Jahr davon gesprochen hatte, als der neue Steg gebaut wurde und danach zwei Kajaks das motorisierte Pontonfloß ersetzt hatten, das Mr. Casterden damals sein «Partyboot» genannt hatte.

Der unbekannte Mann, der auf dem Steg saß und las, schaute jetzt auf, und Liane sah weg und konzentrierte sich auf ihre Schwimmstrecke. Sie hätte winken sol-

len. Immerhin war sie im Ferienhausland. Im Ferienhausland musste man winken (selbst wenn man gerade schwamm) und mit den Lippen ein *Hallo* formen (egal, ob man sich kannte oder nicht). Aber sie schämte sich zu sehr. Vermutlich hatte er ihr Geschrei wegen der Schildkröte gehört. Er hatte vermutlich auch beobachtet, wie ungeschickt sie vom Steg gesprungen war, mit zugehaltener Nase und gespreizten Beinen. Außerdem war es jetzt auch egal, weil der Mann – der kupferfarbene Haar und einen ebensolchen Bartschatten hatte – sich ohnehin wieder in sein Buch vertiefte. Sie schwamm weiter und bemühte sich, nicht zu ihm hinzusehen, was aber bedeutete, dass sie zum Schuppen schauen musste, der direkt am Wasser stand, also schloss sie die Augen und tauchte wieder unter.

«Warum behältst du es eigentlich?», hatte sie Helen vor Jahren gefragt und damit das Kajak gemeint, das im Schuppen hochkant gegen die Wand gelehnt stand. «Was soll ich denn damit machen, es wegschmeißen?», hatte Helen zurückgefragt. «Ich könnte die Vorstellung nicht ertragen, dass es irgendwo auf einer Mülldeponie vor sich hin rottet. Und es kommt mir falsch vor, es zu verkaufen. Also behalten wir es. Vielleicht holst du es ja eines Tages heraus.»

«Niemand», hatte Liane erwidert. Was für eine makabre Idee. Schrecklich.

Manchmal fragte sie sich, ob Helen absichtlich so unsensibel war. Sie versuchte, ihre Mutter zu lieben, wie sie war, sie liebte sie wirklich, wie sie war, aber manchmal wünschte sie sich doch, sie wäre mehr wie andere Mütter. Andere Mütter hätten zum Beispiel niemals gerade dieses Kajak im Schuppen gelassen oder sogar vorgeschlagen, dass Liane damit auf den See hinausfahren sollte.

Liane kletterte die Leiter zum Steg hinauf. Dabei zuckte sie immer wieder zusammen und bemühte sich, die algenbewachsenen, glitschigen Sprossen nur möglichst kurz mit den Zehen zu berühren. Dann setzte sie sich hin, umschlang die Knie mit den Armen und wünschte sich ein Badetuch. Sie blinzelte. Der Rücken des Buches, das der Mann las, war orangefarben. Ein Taschenbuch. Sein Kopf war gesenkt, die Schultern gebeugt, und er lehnte sich ein wenig nach vorn. Als läse er nicht, sondern wollte in das Buch hineinkriechen. Vielleicht war er aber auch nur kurzsichtig.

Sie streckte die Beine aus, rutschte Stück für Stück an den Rand des Stegs und ließ sich zurück ins Wasser gleiten. Der neue Steg, der, der jetzt zum Castersen-/Viel-

leicht-auch-jetzt-nicht-mehr-Haus gehörte, lag näher als der alte Steg der Castersens und war größer. Seine hellen Holzplanken erstreckten sich in den See, beschrieben einen Bogen und erstreckten sich noch weiter hinaus.

Ein paar Schwimmzüge, dann würde sie alles genau sehen können. Im genau richtigen Moment lehnte sich der Mann zurück, um sich zu strecken, und neigte dabei das Buch. Sie konnte die gelb-weiß-schwarze Schrift erkennen.

Junkie von William Burroughs. Enttäuschend. Und ein wenig erschreckend. Liane atmete tief ein und tauchte unter, wobei sie daran denken musste, dass Burroughs seiner Frau in den Kopf geschossen hatte. Zufällig. Wie konnte man jemandem zufällig in den Kopf schießen? Ein Dutzend beängstigende Szenarien fielen ihr ein. Sie befand sich allein auf einer Insel mit einem Mann, der am liebsten in ein Buch hineinkriechen wollte, in dem es um zügellosen Drogenkonsum ging, geschrieben von einem «zufälligen» Ehefrauenmörder.

Wobei sie nicht wirklich allein auf der Insel waren. Es kam ihr nur so vor, weil es Ende Juni und am See ziemlich ruhig war. Auf der Insel standen noch viele andere Ferienhäuser, die meisten auf dem Felsen verborgen hinter Bäumen. Das kommende lange Wochenende würde

den wahren Sommeranfang einläuten, dann würde man sich hier weniger isoliert fühlen.

Liane hatte die Leiter des Hauptstegs erreicht. Sie setzte einen Fuß auf die erste schleimige Sprosse und zog sich hoch, nahm ihr Handtuch vom nächststehenden Liegestuhl und ging zurück zum Haus, ohne sich noch einmal nach dem Mann umzudrehen. Im Schatten stellte sie sich auf die Stufen, die aus Steinen bestanden, die offenbar vor Jahren von Helens Vater aus dem See gezogen worden waren. Der Großvater, den Liane nie kennengelernt hatte, hatte das Grundstück in den vierziger Jahren gekauft und es nach seinem Tod Helen hinterlassen – und nicht Helens Bruder. Helen sprach so gut wie nie darüber, erwähnte nur hin und wieder, dass dieser Bruder (den ebenfalls keins der Mädchen je kennengelernt hatte) deswegen vor Gericht gezogen war, weil er es nicht fair fand, dass sie ein so wertvolles Grundstück bekam, obwohl sie so gut von ihrer Musik lebte.

Das Wasser rann Lianes Rücken hinunter. Sie beugte sich vor, warf die Haare nach vorn und schlang das Handtuch wie einen Turban um ihren Kopf. Dann ging sie weiter. An der Fliegengittertür der Veranda, die ganz um das Haus herumgebaut war, tauchte sie die Füße in einen Eimer Seewasser, den sie extra dorthin gestellt

hatte, um keinen Sand (und keine Käfer und Borreliose übertragende Zecken) in das Haus zu tragen. Dann trocknete sie sie mit dem Handtuch ab, das sie danebengelegt hatte. Wenn Ilsa am Wochenende kam, würde sie sich nicht daran halten und gutgelaunt sagen, dass sie ihre Füße auf keinen Fall in schmutziges Wasser tauchen würde, in das schon alle anderen ihre Füße getaucht hätten, und dass sie sich auf keinen Fall die Füße mit einem stockfleckigen Handtuch abwischen würde. («Du willst unbedingt Borreliose bekommen? Bring dieses Handtuch in ein Labor und lass es analysieren.») Der Sand im Haus würde Liane stören, aber nicht so sehr wie Fiona. Liane würde fegen, aber Fiona würde irgendwann den alten Staubsauger aus dem Schrank holen und damit das Erdgeschoss saugen. Helen würde natürlich nichts damit zu tun haben wollen. «Ich staubsauge, wenn ich gehen will», würde sie sagen. «Ihr verschwendet wertvolle Zeit eures Lebens damit.» «Ich verschwende tatsächlich etwas», würde Fiona entgegnen. «Vermutlich die Gesundheit meines Rückens. Warum noch mal wolltest du keinen neuen Staubsauger kaufen?» «Weil dieser hier noch funktioniert!» Und dann würden sich Helen und Fiona darüber streiten, ob ein alter oder ein neuer Staubsauger besser wäre. Liane würde entweder Ilsa ansehen und

dabei die Augen verdrehen oder schuldbewusst das Zimmer verlassen, weil sie mit ihrem albernen Wassereimer den Anlass für diesen Streit geliefert hatte.

Liane stieß die Fliegengittertür auf und ließ sie hinter sich zuknallen. Das Geräusch durchbrach die Stille des Morgens. Durch das Fliegengitter konnte sie auf den See schauen und sah, wie der Mann von seinem Buch aufblickte.

[...]

2

DER SCHWAN (CYGNUS) Schwäne sind für ihre monogamen Paarbeziehungen berühmt, aber dabei könnte es sich um einen Mythos handeln. Während man bereits wusste, dass es hin und wieder Schwanen-«Scheidungen» gibt, hauptsächlich wenn das Nisten misslingt, haben Forscher jetzt eine ausreichend hohe Zahl an Schwanen-Trennungen beobachtet, die darauf hinweisen, dass Schwäne womöglich doch nicht so treu sind, wie man bisher glaubte.

Es würde etwas passieren. Wenn sie später an diesen Tag zurückdachte, aus der Distanz, die zwischen Fiona und allen anderen in ihrem Leben wuchs, die ihr etwas bedeuteten, begriff sie, dass sie es damals schon gewusst hatte.

Diese bevorstehende Sache hatte sie nachts wachliegen lassen, und sie hatte eine ihrer Tabletten genommen:

Sie lagen versteckt ganz unten in ihrem beinahe leeren Schminkbeutel. Sie rationierte ihre Pillen, weil sie auf keinen Fall zu den Leuten gehören wollte, die glaubten, keiner merke es, wenn sie ständig ein wenig zu schnell oder zu langsam oder zu *glücklich* waren. Immer, wenn sie eine Tablette nahm, wünschte sie sich, ein so vollkommenes Leben zu führen, dass sie sie nicht brauchte.

Als Nächstes warf sie einen Blick in die Zimmer der Jungs: Cole und Beckett, die Zwillinge, waren gerade vierzehn geworden, und Eliot, das Baby (überhaupt kein Baby mehr, das musste sie sich immer wieder ins Gedächtnis rufen), war elf. Fiona und Tim hatten ihre drei Söhne nach berühmten Schriftstellern benannt, obwohl weder sie noch Tim schrieben oder auch nur besonders begeisterte Leser gewesen wären. Fiona hatte nur eine Art Motto gebraucht, das war alles. Tim zog die Tageszeitung oder dicke Biographien vor, und Fiona las, was ihr der Buchclub zuschickte oder das, was Oprah jeweils in ihrer Show vorschlug. Aber wenn Tim nicht da war, las sie Selbsthilfebücher (zuletzt: *Sorge dich nicht, lebe!* von Dale Carnegie) – aber ausschließlich wenn er nicht da war, weil ihr die Bücher peinlich waren. Sie wollte nicht, dass ihr Mann glaubte, dass sie Hilfe brauchte. (Im Übrigen brauchte sie auch keine Hilfe. Sie wollte nur eine

Absicherung für die achtundzwanzig bis dreißig Tage des Monats, an denen sie sich keine Tabletten erlaubte.)

In letzter Zeit war Tim wegen seiner Arbeit mehr auf Reisen als jemals zuvor. Sie hatte sich inzwischen daran gewöhnt und merkte jetzt, dass sie schlecht schlief, wenn er zu Hause war. Wenn er seine kalten Füße zwischen ihre Beine schob, rollte sie sich auf die andere Seite. Das gab ihr zu denken, aber sie wusste nicht recht, was sie dagegen tun sollte. *Wahrscheinlich ist das normal.*

Fiona schaute auf Eliot hinab, ihren Gar-nicht-mehr-Kleinen, und spürte ein Ziehen in der Magengegend. Es war schon eine Weile her, seit sie so etwas gespürt hatte. Sie hatte Tim kurz nach Eliots Geburt ins Krankenhaus geschickt, und nachdem der Erfolg der Operation mehrfach nachgeprüft worden war, konnte sie auf die Frage der anderen, ob sie noch weitere Kinder wollten, stets sehr sicher antworten. Sie lächelte dann und sagte: «Oh, man hat sich um Tim gekümmert.»

Doch selbst jetzt, da die Jungs so unglaublich groß geworden waren (sie vermied es, sich die Babybilder von ihnen anzuschauen, weil sie die Vorstellung schmerzte, dass sie einmal so klein gewesen waren und ganz ihr gehört hatten), brauchte Fiona diese nächtlichen Momente. Wenn sie sich hinunterbeugte, um sie auf die Wange

zu küssen, regten sich Cole und Beckett, während Eliot ganz ruhig dalag. Sie konnte ihn geradezu abküssen, was sie auch oft tat. In letzter Zeit, wenn sie nicht schlafen konnte, weil Tim zu Hause war, kletterte sie manchmal heimlich zu Eliot ins Bett und schmiegte sich an ihn. Sie schämte sich dafür zwar ein wenig, mochte auf das Gefühl der Nähe aber nicht verzichten. Ein paar Mal war Eliot halb aufgewacht, hatte sie auf die Wange geküsst und gemurmelt: «Hab dich lieb, Mommy. Nacht», ganz genauso wie damals, als er noch fünf gewesen war.

In der Nacht, in der diese Sache Fiona weckte und sie eine Tablette nahm, versuchte sie in Eliots Bett zu klettern, aber er drehte sich weg. Also ging sie zurück in ihr Schlafzimmer, wo sie einen Augenblick innehielt und sich dann hinlegte und ihre inzwischen kalten Füße zwischen die Unterschenkel ihres Mannes schob. Sie erinnerte sich an Nächte, die jetzt schon lange her waren, in denen sie beide wach waren, vielleicht weil eins der Kinder einen Albtraum gehabt oder er bis spät in die Nacht gearbeitet hatte. In jenen Nächten hatte der Mond auf ihre Bettdecke geschienen. Ihre Füße berührten sich, und sie redeten über die Dinge, die ihnen besonders und geheim vorkamen, weil es so still und dunkel war. Aber in dieser Nacht reagierte Tim nicht auf ihre kalten Füße,

und Fiona drehte sich nicht zu ihm um oder legte ihr Gesicht an seine Schulter, wie sie es getan hatte, bevor sie sich an seine ständige Abwesenheit gewöhnt hatte. Sie schloss nur die Augen und versuchte, gleichmäßig zu atmen, um sich in den Schlaf zu tricksen.

Am nächsten Morgen war nur ein leichter Kopfschmerz von ihrer nächtlichen Unruhe geblieben. An diesem Freitag war viel zu tun. Fiona würde am nächsten Tag zum Ferienhaus ihrer Familie fahren, was bedeutete, dass sie mit Ilsa, ihrer mittleren Schwester, nach Toronto fliegen, dann ein Auto mieten und nach Norden fahren musste, bis die Felswände auftauchten. Dabei musste sie sich auf die Straße konzentrieren und durfte sich keinen Kindheitserinnerungen hingeben. Der jährliche Besuch im Ferienhaus Ende Juni war die einzige Gelegenheit, zu der Fiona die Jungs allein ließ, und nur dann sah sie Helen. Aber dieses Jahr hatte sie irgendwie Angst, und zwar aus anderen Gründen als normalerweise. (Die normalen Gründe: die unterschwelligten Empfindlichkeiten zwischen ihr und Ilsa; die Trauer, die sie manchmal fühlte, weil sie fand, dass sie und Liane einander nicht so nah waren, wie sie hätten sein können oder hätten sein sollen; und alles, was Helen betraf, alles, namenlose Dinge,

Mutter-Tochter-Probleme, die Fiona belasteten und sie dazu zwangen, sich in ihrem Leben noch mehr anzustrengen und größer und, vielleicht am wichtigsten, besser als all das zu werden.) Dieses Jahr war es aber nicht das. Dieses Jahr wollte sie einfach nicht ihr Zuhause verlassen. Sie war nervös. Sie wäre am liebsten an Ort und Stelle geblieben, hätte krank gespielt, wäre in ihr Bett gekrochen und erst wieder aufgewacht, wenn das Wochenende und die Bedrohung vorbei waren.

Es wird etwas passieren.

Zur Ablenkung richtete Fiona ihre Aufmerksamkeit auf ihre To-do-Liste. Rita, das Kindermädchen, das jetzt ihre Haushälterin war, würde am Wochenende da sein, aber Fiona wollte dennoch ein paar Mahlzeiten zubereiten und Zettel mit Anweisungen daraufkleben, wie sie aufzuwärmen waren. (Sie würde versuchen, daran zu denken, *Ich werde dich vermissen, Tim. Bis in ein paar Tagen* auf den Zettel zu schreiben, den sie auf dem Küchentisch zurücklassen wollte.) Und, ganz wichtig, sie musste noch die Cocktailparty vorbereiten. Sie gab in dieser Zeit des Jahres immer eine, zu der sie ein paar von Tims Kollegen und einige wichtige Nachbarn einlud. Sie hatte diesen Begriff einmal Tim gegenüber benutzt, und er hatte den Kopf zur Seite geneigt und gefragt: «Wich-

tige Nachbarn? Planst du etwa eine Karriere in der Politik für mich? Suchen wir uns unsere Freunde jetzt nach strategischen Gesichtspunkten aus?»

Vielleicht war es einer der guten Charakterzüge Tims, dass er die Bedeutung sozialer Strategien nicht verstand, dass er gar nicht merkte, was sie alles tat, um sicherzustellen, dass die Dinge in ihrem Leben genau so liefen, wie sie es taten. Musste eine gute Ehefrau, eine gute Hausfrau, jemand wie *sie*, all das nicht mühelos wirken lassen?

Obwohl in Wirklichkeit alles so minuziös geplant war, dass es fast immer haarscharf vor dem Auseinanderbrechen stand.

Fiona merkte, dass sie sich so sehr an der Küchenarbeitsplatte festgehalten hatte, dass ihre Knöchel ganz weiß waren. Sie lockerte ihren Griff. *Cocktailparty*. Wo war nur ihre Liste? Es war jedes Jahr eine Herausforderung, diese Cocktailparty zu geben und praktisch gleichzeitig zum Ferienhaus aufzubrechen, aber es war nun mal wichtig, den Termin vor Juli zu legen, denn ab dann würden alle in den Ferien sein, und die Zahl der Absagen würde die der Zusagen übersteigen. Und wenn sie die Party bereits Anfang Juni feierte, war das Risiko zu groß, dass der Abend womöglich kalt und regnerisch würde.

Die Einladungen übergab sie stets persönlich oder zumindest telefonisch.

Fiona fand ihre Liste und ging in die Eingangshalle, wo sie mit gesenktem Kopf dastand und ihre Tasche durchforstete, um sicherzugehen, dass sie Schlüssel, Portemonnaie und Sonnenbrille hatte. Aber als sie Schritte auf der Veranda hörte, hielt sie inne. Die Postbotin hob die Hand und winkte durch das strukturierte Glas der Haustür. Fiona winkte zurück, schloss ihre Handtasche und trat hinaus auf die Veranda, um ihre Post hereinzuholen.

Die übliche Auswahl an Prospekten, ein paar Rechnungen und ein gelber Umschlag mit Wildblumensamen und einem Dankesgruß darin. Sie fuhr mit dem Finger über das raue Papier und erinnerte sich sofort an den blauen Umschlag, der vor ein paar Wochen ebenfalls per Post gekommen war. Er war von ähnlicher Struktur gewesen: narbig, rau und grobkörnig, als bestünde er aus Recyclingpapier. Er war an einem ähnlichen Tag wie heute angekommen, und wie heute hatte sie auch damals etwas vorgehabt, was ihr wichtig vorkam, aber vorher noch die Post sortiert. Sie hatte die Handschrift nicht erkannt und den Umschlag mit in ihr Arbeitszimmer genommen (sie brauchte den Brieföffner dafür; außerdem hatte sie vergessen, die Schuhe auszuziehen)

und beinahe zu spät erkannt, dass der Brief gar nicht an sie adressiert war. Sie hatte an ihrem Schreibtisch gestanden, den Brieföffner wie eine Waffe auf das Herz des Umschlags gerichtet. Ein Brief aus Wien. Für Tim. Wen kannten sie in Wien? Sie spürte den kurzen Impuls, ihn einfach zu zerreißen. Aber nein. *Sei nicht so albern.*

Aber statt den Brief auf Tims Schreibtisch zu legen, hatte Fiona ihn unter die Arbeitsunterlage auf ihrem eigenen Schreibtisch geschoben.

Und ihn dort gelassen. Zwei Wochen lang.

Jetzt legte sie den gelben Umschlag auf ein Beistelltischchen. Sie würde Tim den blauen Brief irgendwann geben. Es gab wirklich keinen Grund, ihn zu verstecken.



MARISSA STAPLEY

hat als Zeitschriftenredakteurin gearbeitet und kreatives Schreiben unterrichtet, bevor sie sich an ihren ersten Roman wagte - in Kanada auf Anhieb ein Bestseller. Sie rezensiert Romane für die Zeitung «Globe & Mail» und berichtet im «Toronto Star» über Bücher und Kulturereignisse. Marissa Stapley lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Toronto.

KEINE LIEBE
GLEICHT
DER ANDEREN



352 Seiten, 16,00 € (D) / € 16,50 (A)

rowohlt.de